
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 62. Bromberg, den 15. März 1930.

Die Clari-Marie.

Roman von Ernst Zahn.

(3. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

4.

Im Dorf war ein altes reiches Weib gestorben. Die Clari-Marie schlug ihr schönstes Beschläg an den Sarg. Tönt, der Gesell, legte die reichsten Schablonen auf und malte die fertige Kiste bunt. Als die Clari-Marie mit aufgestülpten Ärmeln, den rauhen Stoff ihres dunkeln Gewandes voll Staub, aus der Werkstatt kam, trat der Briefträger aus dem Hause.

„Lug, bist du bei uns gewesen?" fragte die Truttmannin; der Briefträger hatte nicht viel in ihrem Hause zu suchen.

„Ja," lachte mit breitem Grinsen der junge Bursche, rückte die Kappe und ging.

Die Clari-Marie trat in die Stube und fand die Cille am Tische stehen, einen geschlossenen Brief in Händen. Sie zuckte zusammen, als die Tür ging, und machte eine Bewegung, als müßte sie den Brief wegwerfen; dann sah sie sich entdeckt, legte ihn langsam auf den Tisch zurück und trat zu ihrem Nähzeug; aber ihre Hand hatte gezittert.

Es war noch früh am Tag; die beiden Alten lagen noch in ihrer Kammer, Jaun, der Bub, war mit den Ziegen aus; die Schwestern waren allein.

„Für mich?" fragte die Clari-Marie, als sie den Brief aufnahm und die Aufschrift las. „Aus St. Felix", setzte sie, den Stempel musternd, hinzu.

Da wendete sich die Cille nach ihr um, mit der einen dürren Hand stützte sie sich auf die Tischecke. Sie schien sich aufrichten zu wollen, aber ihr Blick blieb am Boden haften und in ihrer steifen, aufrechten Haltung war nur Demut und Gedrücktheit.

„Von dem Herrn wird er sein, der Brief, von dem Stadtherrn, der vor Wochen mit dem Jackt am Rothorn gewesen ist", sagte sie mit heiserer Stimme.

„Von dem?" fragte erstaunt die andere. Sie sah auf und die Cille groß an; ein Zug von Strenge kam in ihr Gesicht, jeder Muskel spannte sich seltsam; dann war es, als straffte sich die ganze Gestalt, selbst über die vollen Arme, deren Muskeln hart waren wie die eines Mannes, lief eine Bewegung, als zöge Sehne um Sehne sich fester. So sah der und jener vom Isengrund die Clari-Marie manchmal, wenn sie seinem Weibe eine schwere Hilfe leistete. Sie erbrach den Brief; aber noch ehe sie lesen konnte, fuhr die Cille zu sprechen weiter.

„Ich habe ihm von dem Jaun gesagt, dem Herrn."

Die Clari-Marie sah sie gerade an, immer an.

„Er — er hat doch gesehen damals, wie der Jaun gefallen ist — da — da im Gang", fuhr die Cille fort. Obwohl sie sich nicht regte, war es, als winde sie sich unter den Blicken der Schwester. „Ob er in der Stadt nichts für ihn weiß, habe ich ihn gefragt", stieß sie endlich hervor, als die Clari-Marie noch immer schwieg.

Nun las diese den Brief. „Da," sagte sie nachher und legte ihn der Cille hin, „mach's mit ihm aus". Als wäre nichts Neues geschehen, fing sie an, sich in der Stube zu schaffen zu machen.

Auch die Cille las; sie setzte sich an den Tisch nachher und sann nach. „Was meinst?" fragte sie nach einer Weile.

„Ich?" gab die andere zurück, „ich sage kein Wort dazu. Machen kannst, wie du willst!"

„Er paßt nicht da herauf", sagte die Cille in demselben gequälten Ton, in dem sie schon lange sprach. Die andere ging schweigend ab und zu. „Er hat Freude, etwas zu lernen", hob jene wieder an; und wieder gab die Clari-Marie nicht Antwort. Da nahm die Cille den Brief von neuem auf und las ihn und las, daß Friedrich Kirchhofer, der Apotheker von St. Felix, der Clari-Marie schrieb:

„Eure Schwester sagt, daß Jaun, der Bub, beim Lehrer vom Isengrund und beim Pfarrherrn wacker gelernt hat. Ich kann einen Burschen brauchen, der mir Gehilfendienste leistet, nebenbei will ich den Buben hier einen Unterricht besuchen lassen, der ihn weiterbringt. Wenn er recht tut, kann er hier etwas Rechtes werden."

Sie staunte noch in das Briefblatt hinein, als die Clari-Marie plötzlich zu ihr hintrat, ganz nahe, und mit ihrer harten Stimme sagte: „Hast daran gedacht, daß du ihn in eine Stadt geben willst! Weißt doch, wie sie in den Städten sind, vergnügungssüchtig, lau; an den Herrgott denkt keiner! Wer weiß, ob er dir nur in die Kirche kann, der Jaun, in dem St. Felix!"

Die Cille saß, den Kopf in beide Hände gestützt, und starrte vor sich hin.

„Hast daran gedacht", fuhr die Clari-Marie fort, „daß der Vater und die Mutter nicht lang mehr da sein werden? Du und ich, wir sind keine große Gesellschaft".

Die Cille legte die langen hageren Arme auf den Tisch. Die Finger griffen ineinander und wanden sich. „Meinst, ich lasse ihn gern fort?" sagte sie, und es klang, als ob sie engen Atem hätte. Die Clari-Marie wandte sich ab und ging. Da erhob auch die andere sich, den Brief steckte sie ein.

Dann kam die Zeit des Frühbrots. Die Clari-Marie holte die Alten aus ihren Schlafstätten; derzeit saß und aß und ging die Cille wie in einem Traum. So in einem Traum, grübelnd, für und wider wägend verbrachte sie den Tag. Der Tag war aber lang für eine wie sie, die die engen vier Wände nur selten verließ, seit — nun — seit etwas in ihrem Leben — knack — entzweigegangen war. Drei-, vier-, fünfmal kamen Leute der Clari-Marie wegen. „Jesses, der kleine Bruder will sterben, sie soll kommen, die Clari-Marie!" So drängte ein Bub, der atemlos in die Stube hereinfuhr! Und die Clari-Marie ging und war noch nicht zurück, als die nächste kam, ein altes Weib: „Sagen habe ich wollen der Clari-Marie, daß ich wieder laufen kann, seit sie mir das Einreibzeug gegeben! Danken habe ich ihr wollen." Und ein dritter trat ein: „Auch gar nichts anzuziehen haben wir dem Kind zur Taufe am Sonntag und — und — fragen möchte ich die Clari-Marie,

ob sie nicht ein Jäcklein hat, ein gestricktes?" Mit ähnlichen Anliegen kamen der vierte und fünfte. Aber das machte den Tag nicht kürzer, das war nicht neu, geschah so jahraus, jahrein, solange nun die Clari-Marie schon die Barmherzige vom Isengrund war.

*

Am Nachmittag war es und zu einer Stunde, die die Clari-Marie soeben von einem Ausgang nach Hause kam, daß die Furrerkinder ins Haus gefahren kamen, wild wie ein Wirbelwind und lachend.

„Hoho," schmälte die Clari-Marie, die jetzt ihr Kopftuch ablegte und sich an den Tisch setzte, wo ihr ein Krüglein Milch bereit stand; ihr Gesicht war aber hell trotz ihres Schmälens. „Woher kommt ihr?" fragte sie.

Der Furrerbub, der Hansi, gab Bescheid, und seine hellbraunen Augen glänzten und leuchteten zur Rede. „Von der Schule kommen wir, daheim ist niemand, der Vater und die Mutter sind um Holz aus talab!"

„So sind wir halt hergelaufen", ergänzte die kleine Severina, das feine Kind, das der Rottalbäuerin schmales Gesicht hatte und ihre schönen glänzenden Augen, aber alles viel anders, so daß sein Gesicht gegen das der Mutter war wie ein Kunstwerk gegen eine Stümperarbeit.

Die Clari-Marie aß und hieß die Kinder sich setzen. „Seid ihr recht gewesen in der Schule?" fragte sie.

„Ja, ja," lachte der braune Hansi. Dabei fiel sein Blick hungrig auf das Brot, das auf dem Tisch lag. Auch die Severina hing ihre dunkeln, heißen Augen daran. „Gebt uns auch etwas zu essen, Base", platzte der Hansi plötzlich heraus. Er lachte dazu, aber aus seinem Blick, der klar und ehrlich war wie der lichte Tag, leuchtete es wie Gier.

„Jesses", sagte die Clari-Marie; sie sah den Hunger in den Augen der Kinder. Schmalwangig waren die immer gewesen; aber dann — ihre Mutter war es auch und ihr Vater war dürr wie einer; daß sie hungern könnten, war ihr nie eingefallen. Erregung verschlug ihr den Atem.

„Habt ihr denn nicht gegessen?" fragte sie, „zu Mittag gegessen, meine ich?"

„Schwarzen Kaffee gibt es daheim am Morgen", sagte der Hansi. „Weil wir zum Mittag nicht haben heimgehen können, hat uns die Mutter Brot mitgegeben."

„Aber ich habe meines schon am Morgen gegessen", fiel die Severina geschwätzig ein.

Die Clari-Marie schnitt zwei mächtige Stücke Brot für die Kinder, dann stand sie auf, ging hinaus und kam wieder mit einer Schüssel Milch, die setzte sie auf den Tisch und legte zwei Löffel hinein. „Jetzt esset", sagte sie.

Die Kinder aßen und schwatzten und lachten; sie weckten den Ziegler und sein Weib, die aneinander gelehnt am Ofen gedusselt hatten.

„Des Trinis Kinder", sagte der Ziegler, den Hals vorgestreckt. „Und sagt keines „Tag", schalt er halb ernsthaft, halb mit gutmütigem Lachen.

„Jere-ja", jammerte sein Weib, „wer denkt an uns?"

Da hatten die Kinder die Schüssel geleert und kamen vom Tisch weg zu den Alten, setzten sich neben sie auf die Ofenbank, sagten das „Tag" und trieben Scherz und staunten verstohlen in die greisen, lederfarbenen Gesichter.

„Warum habt Ihr so kleine Augen, Großmutter?" fragte die Severina und tipzte der Zieglerin in die vertrockneten Augenwinkel; es war etwas, was das Kind immer tat, wenn es die Alte sah. „Ihr seht ja nichts mehr", lispelte es ängstlich.

„Jere-ja", sagte das alte Weib und dann rann es wie zwei dünne Wässerlein aus den halberstorbenen Augen. Darauf saßen sie alle einen Augenblick ganz still, der Ziegler hatte den Hansi, sein Weib das Mädchen bei der Hand; so waren sie eine seltsame Gruppe. Der Ziegler, der fast ertrank in seinem rauhen weiten Anzug, das Weib mit dem kleinen Kopf und der Gestalt, die nur ein Bündel brauner, zertragener Kleider schien, auf der andern Seite der zwölfjährige Bub, groß, schlank, von zähen Gliedern, das Haar kraus und stark, eine weiße Strähne mitten darin, die Wangen aber schlaff und fahl, wie sie in den dumpfen, niederen Stuben sich färben. Der Hansi trug ein enges, verschlissenes Gewand, Knie und Wade hatten der Hose ihre Form gegeben, wo der nackte, in der Holzsandale steckende Fuß heraustrat, hingen die Fetzen herab. Die Severina, die sechsjährige, die im ersten Jahr in die Schule ging, hatte den rotbraunen Rock schon vor zwei Jahren getragen; er reichte kaum über die Knie, das Loch, das über der Ferse im rauhen grauen Strumpfe saß, hätte er doch nicht zu decken vermocht. Aber die Severina war eine, wie sie in seine Kleider unter Stadtleute passen, eine mit weichen Gliedern und Zügen wie die Elfenbeinenglein, die sie zu Einsiedeln feilhalten.

Der Severina wurde zuerst die Zeit am Ofen lang; sie schoß plötzlich von der Großmutter weg und der Cille nach, die nach der Küche ging. Da stand auch der Hansi auf, steckte die Hände in die Taschen und drückte sich an den Wänden hin, ins Leere staunend.

„Willst mit?" fragte die Clari-Marie, und nahm ihn mit nach der Werkstatt hinüber.

Es war nah an Dunkelwerden, als die Kinder mit dem Schulzeug vom Hause weg- und heimschritten. Die Clari-Marie stand in der Haustür und schaute ihnen nach. Als sie um die Ecke verschwunden waren, trat sie in den Flur zurück. Die Cille stand hinter ihr. Zu der sagte sie plötzlich: „Wenn er fortgeht, der Jaun, bei Gott, ich — wir nehmen die zwei in Kost, den Hansi und das Kind!"

„Die in Rottal werden froh sein", sagte die Cille bitter. Dann wendete sie sich der Stube zu. Hier sah sie geraume Zeit später von einer Arbeit auf, die sie zur Hand genommen. „Ich will ihn schicken, den Jaun — nach St. Felix" sagte sie plötzlich zaghaft zur Clari-Marie. „Es ist mir — ich soll." Es klang noch wie eine Frage. Die Clari-Marie aber gab keine Antwort.

*

Jaun Ziegler, der Bub, saß an diesem Tage im Bohnenwald oben bei den Dorfziegen. Sonst hütete diese des Jeretönis Bub, einer der ärmsten im Isengrund, der hatte heute eine Abhaltung; so war der Jaun dazu gekommen, den sie gern da und dort zur Aushilfe holten, weil er es umsonst tat und weil es hieß, daß er immer Zeit hätte. Der Bohnenwald war der Baumkranz, der um den kahlen, weißen Schädel des Rothorns lief. Ob den Schroffen hob er an, deren Fuß der Vierländersee netzte, und reichte weit ins Tal hinein, bis wo das öde, schmale Hochalptal zwischen die Rothorngruppe und die Wildstöcke hineinschnitt. Unter dem Walde lagen die Weiden, unterhalb der Weiden, tief im Grund, stand das Dorf und rann der Albach. Am Waldsaum, auf einer Bergrippe, lag das Rottalhaus, und in einer Lücke des Waldes, auf vorspringendem Fels, stand die Scharfegghütte, dem Wipfli, dem Strahler, seine Behausung. Aber der Jaun hütete unterhalb der Stämme, die den Fuß dieses Felsens umstanden. Die Sonne warf Gold über Gold an die graue Felsbrust, weißes Mooswerk leuchtete wie Flammen, warmer Schein lag so über den Stein gegossen, daß es schien, als rinne sanftes, goldklares Wasser wellenlos und still über ihn nieder. Auf den grünen Tannennadeln lag es heiß, auch Jauns unbedecktes langes Haar glänzte. Der Bub hatte ein altes Buch mit losen Blättern auf dem Knie liegen, ein Papierfetzen lag darauf, mit einem Bleistift malte er in gerader, schöner Handschrift ein Wort nach dem andern darauf. Seine Ziegen verloren sich hinauf unter die Waldstämme. Er trug eine schwarze Hose, vom Pfarrherrn ererbt, von der Cille zurechtgeschneidert, eine gleichfarbige Weste hing ihm schlapp und offen an beiden Seiten nieder, lose saß ihm das Hemd; die gelbweiße Brust schimmerte hindurch, wo es vom Halse abwärts offen stand, blutlos und bleich wie diese waren der hagere Hals und die spinndürren Beine, wo sie nackt aus der dunklen Hose ragten.

„Tag", sagte ein Stimmlein hinter dem Jaun. Er wendete langsam den schmalen Kopf, seine kohlschwarzen Augen suchten mit dem halb schläfrigen, halb zerfahrenen Blick irgendwo in der Walddämmerung. Als dicht über ihm die Gisler-Claudi, das Buckeli, am Felsen vorbei zu ihm hinabgeklettert kam, fuhren seine sonderbar hochbogig geschwungenen schwarzen Brauen zusammen.

„Tag", sagte er verdrossen und bückte sich wieder über sein Papier.

Das Buckeli setzte sich und rutschte neben ihn, ohne weiter zu reden. Ein Holzbündel rollte ihr nach, blieb aber dann ein Stück über ihr liegen. Das Mädchen zog die nackten braunen Beine unter den dünnen, armseligen Rock, schlang die Arme um die Knie und sah in den sonnigen

Talgrund hinab, sah dann nach den östlichen Bergen, deren Ränder, wo der Himmel sie grenzte, silberne Säume trugen; dabei drückte es die braunen, großmächtigen Augen um ein weniges zusammen, daß sie waren wie die anderer Leute; ganz zuletzt drehte sie sich nach Jaun, dem Buben, um. „Was machst?“ fragte sie.

Er tat, als hörte er nicht. Sie aber lehnte sich ohne Scheu an ihn, so daß ihr kleines, festes Kinn sich an seinen Arm drückte, und buchstabierte leise an seiner Schreiberei herum.

„Da, das kann ich nicht lesen“, sagte sie endlich.

„Lateinisch“, sagte er; es klang nicht mürrisch, nur gleichgültig; dabei sah er vor sich in den Grasgrund.

„Wie der Pfarrer bei der Messe redet?“

„Ja.“

„Du?“ begann die Claudi wieder, so von der Seite her, „wirst du auch ein Pfarrer?“

Da sah er sie an, spöttisch und überlegen lachend: „Nein“, sagte er.

„Was dann?“ fragte sein Quälgeist.

Er steckte die Schreiberei ein, gähnte und sah auf den Grasgrund; Bescheid gab er nicht.

„Ein Strahler kannst nicht werden“, hob die Claudi gleich nachher wieder an.

„Warum?“ fragte er.

Sie schaute auf seine Spinnenbeine. „Warum bist auch so elend?“ fragte sie, statt zu antworten.

Er schwieg dazu, und dann war es still zwischen beiden.

(Fortsetzung folgt.)

Paul Heyse.

Zu seinem 100. Geburtstage am 15. März 1930.

Von Dr. Karl Brandes.

Seit Goethe ist kein deutscher Dichter zu seinen Lebzeiten so sehr mit höchsten Ehrungen bedacht worden, wie der 1884 mit dem Schillerpreis, 1911 mit dem Nobelpreise ausgezeichnete Paul Heyse. Aber auch wenigen Künstlern war das Schicksal in solchem Maße zugetan. Ja, man kann sagen, daß dem Dichter zweifellos nicht diese Höhe beschieden gewesen wäre, hätte er wie z. B. Friedrich Hebbel mit den Widerwärtigkeiten des Lebens kämpfen müssen. Schon die Atmosphäre des Elternhauses war ganz dazu angetan, dem heranwachsenden Genius förderlich zu sein. „Wenn ich die Elemente prüfe“, sagt Paul Heyse, „aus denen meine westöstliche Natur zusammengesetzt ist, finde ich an mir die alte Erfahrung bestätigt, daß uns die Charakteranlage vom Vater, die geistig-sinnliche von der Mutter vererbt zu werden pflegt.“ Sein Großvater war der Verfasser des bekannten Fremdwörterbuches, sein Vater wirkte als Professor an der Universität Berlin, seine Mutter — eine Jüdin — stammte aus der Verwandtschaft der berühmten Familie Mendelssohn. Dem sorgfältig erzogenen, von allen Seiten verhätschelten, mit glänzenden Gaben ausgestatteten Jüngling war es vergönnt, mit Liszt und Thorwaldsen, Böcklin und Scheffel in Verkehr zu treten. Ein Stipendium der preußischen Regierung ermöglichte ihm eine Reise nach Italien. Der Vierundzwanzigjährige hatte das Glück, auf Grund der Fürsprache seines Freundes Emanuel Geibel vom Bayernkönig Max II. nach München berufen zu werden, wo er sich dank dem Ehrengehalt von 1000, später 1500 Gulden ganz seiner Dichtkunst widmen konnte, ohne durch irgendwelche Amtspflichten belastet zu sein. Seitdem wohnte Paul Heyse abwechselnd in der bayrischen Hauptstadt und am Gardasee.

In München lebte der Dichter in den gleichen Sphären wie einst der Götterliebling Goethe in Weimar. In den Symposien fand ein zwangloser Verkehr mit dem König statt. Um Paul Heyse gruppierte sich das ganze geistige Leben der Residenz. Zu seinen Freunden gehörte auch Franz von Lenbach, dem wir jenes wundervolle Gemälde des Dichters verdanken. Ein schönes, schwärmerisches, fast frauenhaft weiches Künstlerantlitz strahlt uns daraus entgegen. Eine treffende Charakteristik des Dichters, von dessen Novellen Bismarck damals sagte, sie seien „nicht für Männer geschrieben“.

Wir Heutigen, die wir durch das Stahlgewitter des Großen Krieges gegangen sind, müssen dem eisernen Kanzler Recht geben. Zu kraß ist der Gegensatz unseres Alltags zu der nur von Liebeslust und -leid regierten Märchenwelt, die der Dichter schuf. Alles Häßliche ist daraus verbannt. Besonders seinen dramatischen Schöpfungen hat die Neigung Paul Heyses, die ruhige Vornehmheit seines eigenen Wesens auf seine Gestalten zu übertragen, sehr zum Schaden gereicht. Wer sich aber in bewußter Abkehr von der rauhen Wirklichkeit in die heitere Poesie Heysescher Novellen versenkt, der findet ungetrübten Genuß an der Formvollendung und dem Wohllaut der an den besten Werken der Weltliteratur herangebildeten künstlerischen Sprache, an der Buntheit und schillernden Mannigfaltigkeit der Bilder: an den altertümlichen, von Romantik umwitterten deutschen Städtchen, durch deren winklige Gäßchen ein fröhliches Völkchen mit Trommel- und Pfeifenklang marschiert; an dem ausgelassenen Treiben der Münchener Bohème; an der Farbenglut römischer Gärten und Paläste, in denen schöne schwermütige Frauen wandeln. Und sie alle, Männlein und Weiblein, folgen willig dem Gängelband der Liebe; wundervolle Frauengestalten sind dem Dichter gelungen, und unter ihnen kehrt besonders die den jüngeren Mann liebende Frau wieder, daneben das wilde Mädchen, dem eine unglückliche Liebe frühes Leid bringt.

Das Glück, das dem Dichter Zeit seines Lebens hold blieb, hat ihn nicht zu einem müßigen Genießer gemacht. Auf jedem Gebiete künstlerischen Schaffens ist er unablässig tätig gewesen. Als um die Jahrhundertwende sein Kampf mit den Stürmern und Drängern des Impressionismus und Naturalismus verebbt war und die Revolutionäre keine ihrer mit Posaunenton verkündeten Verheißungen in die Tat umzusetzen vermocht hatten, galt Paul Heyse unbestritten als der feinste und reifste Formkünstler der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Neben seinen Dramen, Liedern und Erzählungen hat er auf seinem eigensten Gebiete, der Prosanovelle, etwa 120 Werke geschaffen. Es war ein an edlem Lebensgenuß aber auch an künstlerischer Tätigkeit reiches Leben, dem der Tod 1914 ein Ziel setzte. Und wenn wir auch die Heyseschwärmerei des dritten Kaiserreiches nicht mehr ganz teilen, so gilt doch auch von diesem Dichter das Wort „Wer den Besten seiner Zeit genug getan, der hat gelebt für alle Zeiten.“

Der Kommandant des Todeszuges.

Die Abenteuer eines Offiziers der zaristischen politischen Gendarmerie. — Der Lohn des Verräters. — Gärtner und Stadtkommandant.

Von Ernst Herbert Petri.

Hochsommer 1906. In Rußland, das eben den Krieg gegen Japan verlor, gärt die Revolution. Der Aufruhr tobt in den Straßen der Hauptstadt. Politische Morde sind an der Tagesordnung. Truppen meutern. Das Zarenreich zittert in seinen Grundfesten.

Der Husarenleutnant Makrin steht vor seinem Kommandeur. „Sie übernehmen eine Aufgabe, Iwan Gregorowitsch“, sagt dieser, „die einen ganzen Mann erfordert. Sie sollen einen Terroristen Tschernoff verhaften. Er wird sich mit seinen Leuten bis aufs Messer wehren. Vielleicht fangen Sie ihn nicht lebend.“ Der Leutnant Makrin reißt die Hand an die Schläfe: „Dann bringe ich seine Leiche.“

Er hält sein Wort. Mit seinem Zug Husaren überfällt er den Schlupfwinkel der Terroristen. Schüsse fallen, Bomben springen, Türen werden eingetreten, Säbel schneiden durch Menschenfleisch. Das Nest der Revolutionäre wird ausgehoben. Zwölf von ihnen fallen, darunter Tschernoff. Den Leutnant Makrin schaffen seine Husaren schwer verwundet, besinnungslos ins Lazarett. Die Stadt ist voll von der Bravourtat des jungen Offiziers.

Als er aus der Ohnmacht erwacht, besucht ihn sein Kaiser: „Ich danke Ihnen, Iwan Gregorowitsch. Bitten Sie sich als Belohnung eine Gnade aus.“ Der Verwundete besinnt sich nicht lange: „Ich möchte um Eurer Majestät Person sein und über Ihre Sicherheit wachen.“ Der Ritt-

meister Makrin wird der politischen Gendarmerie zugeteilt, die den Zaren persönlich zu schützen und den Kampf gegen die revolutionären Geheimorganisationen zu führen hat.

Makrin ist der Gefürchtetste unter den menschlichen Wachhunden. Das Leben des Zaren geht ihm über alles. Um es und den Thron zu schützen, kennt er keine Rücksicht. Menschlichkeit ist ihm anscheinend fremd. Seine Erfolge machen ihn berühmt und verhaßt. Doch er ist ein Charakter, dem auch die Feinde Achtung zollen. Nur eine kleine Schwäche hat Makrin. Das sind die Frauen. Zwar haben sie keinen Einfluß auf seinen Dienst, aber ein Lächeln um einen roten Mund sieht der Wachhund des Zaren nicht ungern. Dieser Schwäche wird er einst sein Leben zu verdanken haben.

Der Krieg tobt an der russischen Westfront. Makrin, seiner Verdienste wegen schon zum Oberst befördert, ist in Moskau geblieben, um den inneren Feind zu bekämpfen. Eines Tages empfängt er den Besuch einer Dame seiner Bekanntschaft. „Iwan Gregorowitsch", sagte sie, „ich habe eine Bitte. Ich beschäftige einen Gärtner Muralof. Man wird ihn an die Front schicken. Ich brauche ihn. Sorgen Sie dafür, daß er in Moskau bleibt." — „Gut", antwortet Makrin, der Gefürchtete, weil sein Besuch lächelt

November 1917. Die Bolschewisten haben die Gewalt an sich gerissen. Jedem Zarenoffizier, der sich nicht zu ihrer Sache bekennt, droht der Tod. Den Obersten Makrin suchen die Sowjetmachthaber am eifrigsten. Er muß sich verbergen. Seine Uniform hat er längst ausgezogen. Er wohnt verkleidet in billigem Quartier, versucht die Verbindung zwischen den versprengten Zaristen wieder herzustellen, schminkt sich, um unkenntlich zu sein. Er gibt die Hoffnung, den Zaren zu retten, nicht auf.

Da hält ihn ein Student an, der im gleichen Hause lebt. Iwan Gregorowitsch", sagt der verstohlen, „ich habe Sie trotz Ihrer Vermummung erkannt. Ich werde Sie dem Ortssowjet anzeigen." Makrin verliert nicht die Fassung: „Und was würde Sie an einer Denunziation hindern können?" — „Ihr Geld." — „Kommen Sie, ich gebe es Ihnen." Makrin ist ein Ehrenmann. Er glaubt, den Studenten gewonnen zu haben und wird doch von ihm verraten.

Man bringt den Zarenoffizier in das Vorzimmer des bolschewistischen Kommandanten von Moskau: „Warte hier, bis es dem Kameraden Kommandanten gefällt, dich zu rufen." Endlich ist es soweit. Makrin steht vor dem Bolschewistenführer, wundert sich, daß die Wachen ihn mit dem Kommandanten allein lassen. Da tritt schon der andere auf ihn zu und bietet ihm die Hand: „Sie kennen mich kaum, Iwan Gregorowitsch. Ich bin der Gärtner Muralof, den Sie einst vor dem Tod an der Front bewahrt haben. Wodurch kann ich Ihnen meine Dankbarkeit beweisen?"

Oberst Makrin verliert nicht einen Augenblick die Fassung: „Lassen Sie mich ins Ausland gehen." — „Und was wollen Sie dort?" — „Offen gegen Sie, gegen den Bolschewismus kämpfen. Zur Weißen Armee gehen." Der Kommandant von Moskau schwankt einen Augenblick zwischen Dankespflicht und Pflicht gegenüber der von ihm vertretenen Sache. Dann sagt er: „Gut, Iwan Gregorowitsch. Ich werde dafür sorgen, daß Sie einen Paß erhalten und sicher über die Grenze kommen." Kein Wort des Dankes fällt. Der Bolschewist fordert es auch nicht. Die beiden Männer verbeugen sich knapp vor einander. Der Gärtner Muralof, Kommandant von Moskau, ist dem Zarenobersten Makrin nichts mehr schuldig.

Bei der Weißen Armee, die in Südrußland gegen die Rote kämpft, befehligt der Oberst Makrin einen Panzerzug. Freund und Feind nennen diesen den „Todeszug". Sein Kommandant kennt den Roten gegenüber keine Schonung: „Gefangene werden nicht gemacht!" Bolschewistenleichen weisen den Weg, den seine Panzerwagen genommen haben. Die Sowjetmachthaber setzen eine Prämie auf den Kopf des Obersten.

In der Ukraine hält der Zug einmal vor einem kleinen Bahnhof. Der Leutnant, dem dort die Wache untersteht, meldet dem Vorgesetzten. Kein Muskel zuckt in Makrins Gesicht. Er sagt vollkommen ruhig: „Sie sind der Student, der mich in Moskau verraten hat!" Der andere will leugnen, zittert, verspricht sich, wird bleich, versucht weiter zu sprechen. „Bemühen Sie sich nicht weiter", schneidet ihm Oberst Makrin das Wort ab. Dann wendet er sich an seine Leute, die ihn und den Leutnant beobachtet haben: „Spielt ein wenig mit ihm. Bevor wir weiter fahren, will ich seine Leiche noch einmal sehen!"

Als die Weißen Truppen den letzten Zipfel russischen Bodens verlassen müssen, geht Makrin nach Paris. Die erzwungene Untätigkeit dort wird dem Mann, der sein Leben lang gehandelt, gehorcht und befohlen hat, zur Qual. Er weiß nicht, womit er in der Verbannung, die gleichzeitig auch die materielle Not ist, seine Zeit verbringen soll. Jahrelang noch hofft er, ein Romanow oder ein Zarengeneral werde ihn rufen, ihn teilnehmen lassen an der Befreiung Rußlands, die doch einmal kommen muß. Niemand verlangt seine Dienste. Der große Führer fehlt.

Da zieht sich Makrin, um seine großen Hoffnungen betrogen, von den russischen Emigranten zurück. Er wird zum Sonderling, verbringt seine Zeit mit Lektüre. Bücher geraten ihm in die Hand, die grelle Schlaglichter auf die Korruption des Zarentums, auf die wankelmütige, schwache Person des Kaisers selbst werfen. Das Götzenbild, das der junge Rittmeister Makrin in seinem Herzen aufbaute, beginnt zu wanken. Die Augen des gereiften Mannes werden geöffnet. Dinge, die er im Dienste des Zaren sah, gewinnen nun ein ganz anderes Aussehen. Vieles, was er liest, ist in gehässiger, unsachlicher Weise übertrieben, doch hier und dort, immer wieder muß sich der Zarenoberst Makrin selbst gestehen: „Dies ist wahr. Ich habe es ja selbst erlebt. Es kam mir damals nur nicht zum Bewußtsein." Doch jetzt weiß er mit erschreckender Nüchternheit: „Ich habe mein Leben einem Schwachkopf geweiht, umsonst gelebt und gekämpft."

Diese Erkenntnis überwand der Mann nicht, von dem man einst glaubte, er habe kein Herz, kein Gefühl. In einem kleinen Pariser Hotel endete der Zarenoberst Makrin sein verpfuschtes Leben durch eine Pistolenkugel.



Bunte Chronik



* **Das lateinische Alphabet für die persische Sprache.** Wie Rußland und die Türkei bereits getan haben, so will auch Persien jetzt das lateinische Alphabet für seine Sprache übernehmen. Einer der bekanntesten persischen Journalisten, Achmet Keazim Effendi, hat in der größten Tageszeitung der Hauptstadt „Shafak Surh" einen aufsehenerregenden Artikel darüber veröffentlicht. Achmet Keazim Effendi hat auch bereits ein Alphabet, das den Bedürfnissen der persischen Sprache angepaßt ist, zusammengestellt. Dieses enthält nur einige Buchstaben mehr als das gewöhnliche lateinische Alphabet. Sein Entwurf findet allgemein Anklang.

*

* **Sehnsucht nach Unkultur.** Der Newyorker Nervenarzt Shaw will in Afrika eine Kolonie gründen, in der der vielgeplagte Kulturmensch mitten in unverfälschter Natur Ruhe finden kann. Der Arzt ist nach vieljähriger Praxis in seiner Nervenklinik zu der Überzeugung gelangt, daß der Kulturmensch diesen Hafen der Ruhe braucht. In seiner Kolonie will Dr. Shaw nur insgesamt 100 Männer und Frauen aufnehmen. Jedes „Lärm"instrument ist verboten. Nirgends sollen Telephon, Lautsprecher, Grammophon usw. erlaubt sein. Wer Alkohol liebt, kann sich seinen Palmenwein selbst herstellen, Tabak kann jeder nach seinem Gefallen kultivieren und verbrauchen. Die Kleidung soll nach Geschmack und Bedürfnis eines jeden sein. Zwang und Gesetze gibt es nicht. Die Hütten sollen aus Bambus gebaut und nach Wunsch jedes Einwohners eingerichtet werden. Der Arzt hofft, daß nach Verlauf einer Generation sich hier auf diese Weise eine völlig gesunde Rasse herangebildet hat. Er hat schon so viel Anmeldungen, daß er mehrere derartiger Kolonien zu je 100 Mitgliedern gründen könnte.

Verantwortlicher Redakteur: **Marian Hepke**; gedruckt und herausgegeben von **A. Dittmann T. z o. p.**, beide in Bromberg.